

Wilfried Stroh:

## Antonie Wlosok

Antonie Wlosok,<sup>1</sup> die am 7. Februar 2013 in Mainz verstorben ist, ist die erste deutsche Frau, die einen Lehrstuhl für Klassische Philologie eingenommen hat. Von 1968 bis 1973 vertrat sie das Fach als Nachfolgerin von Manfred Fuhrmann an der Universität Kiel, von 1974 bis zu ihrer Emeritierung 1998 lehrte sie als Nachfolgerin von Willy Schetter in Mainz. Seit 1985 war sie korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, von 1982 bis 2010 auch Mitglied der Patristischen Kommission. Sie war, neben anderen Ehrenämtern, von 1970 bis 1978 zuerst in der Studienkommission, dann im Vorstand der Mommsen-Gesellschaft tätig. Vor allem mit ihren Arbeiten zur Patristik und zu Vergil sowie zu dessen Nachleben hat sie sich hohes internationales Ansehen erworben. Eine von ihr zugleich mit der Emeritierung errichtete, auf bleibende Dauer dotierte Antonie Wlosok-Stiftung trägt bei zur Forschung auf diesen Gebieten, die ihr besonders am Herzen lagen.

Antonie Marianne Elisabeth Wlosok wurde am 17. November 1930 als zweites von vier Kindern eines westpreußischen Pfarrers in Rokietnica, Provinz Posen, geboren. Nach einer zunächst heiteren, dann vom Krieg überschatteten Kindheit erlebt sie im Winter Anfang 1945 alle Schrecken der Flucht, die sie in der Erinnerung ein Leben lang heimsuchen. Den schon 1942 eingezogenen Vater sieht sie noch kurz einmal, dann fällt er; eine Panzerfaust nimmt ihr auch den älteren Bruder, der die Flucht von Mutter und Schwestern angeführt hatte. In einer zweiten Flucht kommt sie, zunächst in einem Kartoffelsack über die Grenze nach Bayern geschmuggelt, aus der sowjetischen Zone schließlich nach Westfalen. Sie macht 1950 ihr Abitur, beginnt das Studium der evangelischen Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, wo sie gründlich das Graecum nachholt. Es folgt ein breitgefächertes Studium, zu dem katholische Theologie und zeitweilig sogar Germanistik gehört, an der Universität Freiburg, wo Karl Büchner sie für die Latinistik gewinnt. Ihn nennt sie später manchmal ihren eigentlichen philologischen Lehrer.

Spätestens im Sommersemester 1953 ist sie aber in Heidelberg, angezogen von den dortigen Theologen, zuerst wohl aber vom Glanz Viktor Pöschls, dessen neuartig zupackende „Dichtkunst Virgils“ (zuerst 1950) auch sie in den Bann schlägt und in dessen Seminaren sie so gleich brilliert haben soll. Nur dass Pöschl gelegentlich über das allzu philologische Handwerk und auch die Kollegen spöttele – erst datieren die Philologen, sagte er, dann konstatieren sie eine „Entwicklung“ –, verdrießt sie später und hält sie ein wenig auf geistige Distanz zu dem sonst bewunderten Meister (den sie 2001 in einem Nachruf dieser Zeitschrift ausgiebig gewürdigt hat). Neben ihm beeindruckt sie der Gräzist Otto Regenbogen, der ihr dank profunder Platonkenntnis sogar verzeiht, dass sie eigentlich keine „Vollphilologin“ sei, von den Theologen vor allem der Neutestamentler Günther Bornkamm, mit dem sie befreundet bleibt, der Patristiker Hans Freiherr von Campenhausen, dessen Gedächtnis sie eine Abhandlung

---

<sup>1</sup> Für Hinweise danke ich Dr. Maria Giesche (Mainz), Edeltraut Luise Marquard (Celle), Pfarrerin Angela Rinn (Mainz), Prof. Dr. Richard Kannicht (Tübingen) und Prof. Dr. Ernst Vogt (München), ganz besonders aber Prof. Dr. Eberhard Heck (Tübingen). Ihm verdanke ich auch einen von Antonie Wlosok (1981) selbst verfassten tabellarischen Lebenslauf.

über den Vaterbegriff widmet, und nicht zuletzt Heinrich Kraft, damals junger Privatdozent für Kirchengeschichte. Mit ihm zusammen gibt sie schon 1957 ihr erstes Buch heraus: eine zweisprachige Ausgabe von Laktanz, *De ira dei*, in der, wie in der Einleitung zu spüren, Wlosoks Part keineswegs auf das Philologische eingeengt bleibt.

Laktanz nämlich, der Freund Kaiser Konstantins, ein von den Theologen eher missachteter Schönschreiber – als Christologe rückständig, sagt man, und unbeleckt von der aktuellen trinitarischen Debatte – wird der Mann ihrer Wahl, nicht etwa, um stilistische Brillanz gegen intellektuelle Defizienz auszuspielen, sondern weil sich in ihm wie in keinem die scheinbar getrennten Stränge ihrer Neigungen vereinen lassen: die vom Elternhaus her fest verwurzelte Liebe zur christlichen Religion sowie die Freude am Römertum, wie sie von der damaligen Latinistik gerade Büchners und Pöschls gefördert wurde. So gelingt ihr mit noch nicht 26 Jahren ein kleiner Geniestreich: Für die Otto Regenbogen gewidmete Festschrift verfasst sie einen bis heute fundamentalen Beitrag „Zur Gottesvorstellung bei Laktanz“ (später mit etwas erweitertem Titel als Anhang abgedruckt in der Dissertation, 1960)<sup>2</sup>. Sie zeigt darin, dass die von Laktanz nicht erfundene, sondern schon traditionelle Prädikation Gottes als *pater et dominus* in ihrer Doppelheit von gütiger Fürsorge (*pater*) und strenger Herrschaftsgewalt (*dominus*) genau der römischen Vorstellung vom Vater entspricht. Sie deckt sich aber auch mit dem schon altrömischen Gottesbegriff, der unter den Christen zuerst von Laktanz konsequent zur Grundlage des menschlichen Verhaltens gegenüber Gott gemacht wird: *et amare eum debemus, quia filii sumus, et timere, quia serui* (inst. 4,4,2). Die von Roms Philosophen, Cicero und Seneca, gegenüber der altrömischen Gotteskonzeption zurückgedrängte Seite des zürnenden und strafenden Gottes konnte also gerade in einem vom Alten Testament herkommenden Christentum wieder zur Geltung kommen. Es zeige sich, schreibt Wlosok ein Jahr später, sekundiert von Heinrich Kraft, das merkwürdige Phänomen einer „Kommensurabilität biblischen und römischen Denkens“. Neben der bekannten, zuletzt von Papst Benedikt XVI. gewürdigten „Hellenisierung des Christentums“ gibt es, von Antonie Wlosok wie neu entdeckt, auch eine Christianisierung des Römertums.

In späteren Jahren hat sie einmal die launige Bemerkung fallen lassen, eigentlich habe sie ihr Leben lang nur versucht, die paar Gedanken dieses jugendlichen Elaborats unter die Leute zu bringen. Aber bereits in ihrer (äußerlich von Pöschl betreuten) Dissertation, die wiederum Laktanz gewidmet ist, zeigt schon der Titel, dass sie hier viel weiter geht, indem sie in die vor allem hellenistischen Hintergründe des Kirchenvaters eindringt: *Laktanz und die philosophische Gnosis: Untersuchungen zu Geschichte und Terminologie der gnostischen Erlösungsvorstellung* (zuerst 1958, gedruckt 1960). Erst im letzten Teil, wo es um die als *sacramentum* gefasste „Religionsverpflichtung des Menschen“ geht, kommt sie bedeutungsvoll wieder auf das Römertum des Laktanz zu sprechen; in der Hauptsache versucht sie im Gegensatz zur älteren Forschung – und nicht ohne selbst damit auch auf Widerspruch zu stoßen – darzutun, dass Laktanz nicht nur, wie griechische Apologeten vor ihm, über einen allgemeinen Platonismus zum Christentum kam, sondern dass er speziell die in platonischer Tradition stehenden

---

<sup>2</sup> Ich zitiere ohne bibliographische Genauigkeit, wofür verwiesen sei auf das ausführliche Schriftenverzeichnis in Antonie Wlosok, *Res humanae - res divinae: Kleine Schriften*, hg. von Eberhard Heck / Ernst A(ugust) Schmidt, Heidelberg 1990, 9-14 (62 Nummern); übernommen und weitergeführt in: Beate Regina Suchla (Hg.), *Von Homer bis Landino – Beiträge zur Antike und Spätantike sowie zu deren Rezeptions- und Wirkungsgeschichte: Festgabe für Antonie Wlosok zum 80. Geburtstag*, Berlin 2011, 490-509 (43 weitere Nummern).

hermetischen Schriften, wie sie uns im Corpus Hermeticum vorliegen, herangezogen habe; überhaupt habe erst er diese Schriften eigentlich in die apologetische Literatur eingeführt, nachdem er mit ihnen – dieser Punkt war besonders angreifbar – schon vor seiner christlichen Bekehrung bekannt geworden sei.

Diese äußerst stoff- und gedankenreiche, manchmal mäandrisch fortschreitende Untersuchung spürt vor allem der Tradition eines für Laktanz fundamentalen Gedankens nach, dessen Ursprung bei Platon liegt: Gegen Ende des *Timaios* sagt dieser, der göttliche Teil der menschlichen Seele befinde sich an der Spitze des Körpers, der zu dem Zweck aufgerichtet sei, damit der Mensch, als ein „nicht irdisches, sondern himmlisches Gewächs“ die Bewegungen seiner Seele denen des ihr verwandten Kosmos bzw. Himmels angleiche (90 a-d). So ist der *rectus status* und die damit gegebene *contemplatio caeli* sichtbares Symbol „für die natürliche Bestimmung des Menschen zu Gotteserkenntnis und Gottesverehrung“. Wlosok zeigt, wie diese Vorstellung bei den Stoikern und in der skeptischen Akademie modifiziert, z.T. „erbaulich“ vereinfacht wird. Völlig umgestaltet wird sie erst in der „hellenistischen Religionspekulation“, wie sie in jüdischer Form bei Philon, in heidnischer bei „Hermes Trismegistos“, unter Vereinigung der Traditionen bei Clemens von Alexandrien gegeben ist. Hier verwandelt sich die philosophische Gotteserkenntnis zu einer mystischen Gottesschau. Und diese bildet das Fundament für die eigentümlichste Lehre des Laktanz, dass nämlich im Christentum *sapientia* (Philosophie) und *religio* zusammenfallen, nachdem beide bisher (auch etwa bei Platon) auf Irrwegen waren. Problematisch bleibt wohl allerdings, dass, wie Wlosok meint, durch das Taufsakrament die gottgewirkte „Errichtung des Menschen“, also eine Wiederaufrichtung zum *rectus status* im Sinne einer „Neuschöpfung“ hervorgebracht werden soll (S. 7; 216 ff., nach inst. 7,5,22).

Noch ein Gedanke Platons im „*Timaios*“ erweist sich ihr als zentral wichtig. Über seinen Demiurgen sagt er, es sei „schwierig, den Schöpfer und Vater dieses Alls zu finden, und unmöglich, ihn, wenn man ihn gefunden hat, allen Menschen mitzuteilen“ (28 c). Diesen Satz vergrößert die platonistische Tradition, wie Wlosok zeigt, zur völligen Unerkennbarkeit und Unaussprechbarkeit Gottes, warum dann die Philosophie ihre Hilfe bei der Religion suchen muss. So beim Platoniker Apuleius, der, für das Christentum gewissermaßen ein halbes Jahrhundert zu früh geboren, im Isiskult die Möglichkeit findet, „seine philosophische Religion als Mysterienfrömmigkeit zu betätigen“. Darauf gründet nun ein zweiter fundamentaler Lehrsatz des Laktanz: dass die Wahrheit überhaupt für den Menschen aus eigenen Kräften unerkenntbar sei und er darum notwendig der göttlichen Offenbarung bedürfe. So fallen auch von hieraus gesehen *sapientia* und *religio* zusammen.

Die Gedanken, die in dieser kaum auszuschöpfenden, sogleich mit viel Anerkennung begrüßten Erstlingsarbeit dargelegt, oft auch nur angedeutet sind, beschäftigen Antonie Wlosok auch weiterhin. Fast so viel Beachtung wie das Buch findet bald eine nur scheinbar nebensächliche, die östlichen Quellen des Laktanz erschließende Studie zu dessen „nichtcyprianischen Bibelzitate“ (1961). Dann widmet sie dem Kirchenvater umfangreiche Artikel in vielen Lexika und Sammelwerken, unter anderem in der *Theologischen Realenzyklopädie* (1990) und am ausführlichsten im 5. Band des *Handbuchs der lateinischen Literatur der Antike* (1989), wo ihre Beiträge zu ihm, auch zu Arnobius und einigen anderen (einiges auch im später erschienenen 4. Band) noch immer Ausgangspunkt jeder ernsthaften Beschäftigung mit diesen Theologen sind. Auch Laktanz als erster christlicher Dichter mit seinem Gedicht *De aue Phoenixe*

ist von ihr geradezu entdeckt worden (zuerst 1982). Am bedeutsamsten aber ist es, dass sie von 1969 an in dem Tübinger Ernst Zinn-Schüler Eberhard Heck den gleichgesinnten, philologisch versierten Mitstreiter findet, um ein lange bestehendes Desiderat der Laktanzphilologie, die Neuausgabe der *Diuinae Institutiones*, in Angriff zu nehmen (was für sie allein ein umso schwierigeres Unternehmen gewesen wäre, als ihr zunehmend ein Augenleiden zu schaffen machte). Lange hatte man mit der verdienstvollen, aber textkritisch ungenügenden Ausgabe von Samuel Brandt (1890) auskommen müssen; jetzt galt es, auf erweiterter handschriftlicher Grundlage und mit neuen Erkenntnissen zur Textgenese, wie Heck sie, angeregt durch Wlosok, schon 1972 vorlegte, den modernen, maßgeblichen Text zu schaffen. Nach gründlichen, freilich oft unterbrochenen Vorarbeiten seit 1972 erschien 1994 bei Teubner die Neuausgabe der das Hauptwerk retraktierenden *Epitome*, mit luzider Einleitung und relativ schlankem Apparat; es folgten von 2005 bis 2011 in vier Lieferungen die sieben Bücher, bei deren Herausgabe Heck mehr für das Textkritische, Wlosok für das Theologische zuständig war, so dass ihre neidlos harmonische „collaborazione ha prodotto, quindi, un’ottima edizione“ (Claudio Moreschini).

Neben den Laktanzstudien verfasst Wlosok weiterführende Arbeiten zur frühen Apologetik, zum heidnischen und christlichen Gottesbegriff und, damit im Zusammenhang, auch zum Rechtsdenken der Römer. Als besonders erfolgreich erwies sich die Beschäftigung mit den Christenverfolgungen, die ja 303 das Hauptwerk des Laktanz überhaupt ausgelöst haben. Schon vor Erscheinen ihrer Dissertation bestreitet Wlosok in dem viel beachteten Aufsatz über „Die Rechtsgrundlagen der Christenverfolgungen der ersten zwei Jahrhunderte“ (1959) die Ansicht, dass es hier ein förmliches Gesetz gegeben habe, sie modifiziert aber auch Momm-sens These einer bloßen magistratischen *coercitio*, indem sie eine differenzierte, römischen Gefühlen nachempfundene Darstellung der Christenprozesse angefangen von Nero gibt, wobei sich als epochal wichtig Traians Reskript an Plinius vom Jahr 111/112 herausstellt. Noch fast ein halbes Jahrhundert später, in einem von ihr (mit François Paschoud) inspirierten Band der *Entretiens der Fondation Hardt* (Bd. 51, 2005) über christliche Apologetik greift sie das Thema auf und diskutiert mit gewohnter Detailkenntnis die damals neuesten Beiträge zu der Forschung, die sie nie aus dem Auge verloren hat. Den schönsten Niederschlag findet dieser Teil ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit aber in dem 1970 erschienenen, der Lateindidaktik dienenden Bändchen über *Rom und die Christen*, einem Meisterwerk in bescheidenstem Gewande. Hier erhalten die Gymnasiallehrer, aber nicht nur sie, fein kommentiert die inhaltsreichsten Texte zur Christenverfolgung, aber auch zu Grundanschauungen der römischen wie der christlichen Religion. Wie ihre philologischen Lehrer und besonders ihr Kieler Amtsvorgänger Fuhrmann hat Wlosok immer, auch in vielen größeren Publikationen, den so wichtigen Kontakt zur Schule gesucht und gefunden. Ein hübscher Beitrag zum *Latin vivant* „Omnia vincit Amor“ (1981) scheint leider ohne nennenswerten gedruckten Nachfolger geblieben zu sein (obwohl Wlosok schon bei den ersten LVDI LATINI, 1983 in Ellwangen, als aktive Lateinrednerin mitwirkte). Dafür entschädigt immerhin das adrette (von Eberhard Heck natürlich kräftig mitgestaltete) Latein der Praefationes in der Laktanzausgabe.

Ihre Studien zur Religion gehen über die Auseinandersetzung mit dem Christentum weit hinaus. Bei einem Forschungsaufenthalt am *Institute for Advanced Study in Princeton* im Winter 1972/73 konzipiert sie den Sammelband *Römischer Kaiserkult* (1978), dessen 27

Beiträge von 1905 bis 1973 gehen und dessen große Einleitung noch immer einen vorzüglichen Überblick über das ganze Gebiet gibt. Stärker literarisch orientiert, auch kontroverser, ist ihr Beitrag „Zur Einheit der Metamorphosen des Apuleius“ (1969): Hier zeigt sie dank ihrer Kenntnis der Hermetik, dass die *curiositas* des Romanhelden Lucius, die ihm am Schluss durch einen Isispriester als seine „Ursünde“ offenbart werden muss, das Leitmotiv des ganzen Werks abgibt. Auf diesem Grenzgebiet von Literatur- und Religionswissenschaft bewegt sich auch der amüsante Aufsatz „Amor and Cupid“ (1975), der einen beiläufigen Einfall Ernst Zinns wissenschaftlich untermauert: Ovids *gemini Amores* sind Amor und Cupido, die beiden keineswegs voll identischen Erscheinungsformen des griechischen Eros in Rom.

Eros bzw. Amor leitet nun über zum zweiten großen Arbeitsgebiet von Antonie Wlosok, demjenigen, durch das sie vor allem bekannt geworden ist: Vergil. Denn ihr erstes großes Werk zum Dichter der Römer, ihre Habilitationsschrift (1964, gedruckt 1967) *Die Göttin Venus in Vergils Aeneis* hat sowohl erotische wie besonders politische und theologische Ausrichtung. In Venus, der Mutter nicht nur Amors, sondern vor allem des Aeneas, und damit der Stammutter auch des julischen Kaiserhauses, sieht Wlosok, großenteils im Einklang mit der traditionellen Venustheologie, eine andere, vom *pater et dominus* verschiedene, Seite des Göttlichen verkörpert: das mütterlich Besorgte, huldvoll Gnädige, das sich von der väterlichen Weitsicht des Jupiter, dessen Pläne Venus fast gleichgültig lassen, ebenso abhebt, wie es dem geradezu Feindlichen der Juno konträr ist: Sie, Venus, nur sie unter den Göttern, leidet mit den Mühsalen des Aeneas; und dessen Söhnchen würde sie am liebsten auf eine selige Insel entrücken und so seiner geschichtlichen Mission entziehen. Dabei entdeckt Wlosok eine leicht übersehene Seite im Wesen des Aeneas selbst, um den es ihr letztlich zu tun ist: Seine vom Fatum gebotene Sendung zwingt ihn oft, die eigene, im Grunde „arkadische Natur“ zu unterdrücken. Er ist, wie Wlosok unnachahmlich resümiert, ein „Sohn der Venus in der Welt und unter dem Willen Jupiters“.

Bei der Beschäftigung mit Vergil entdeckt Wlosok, inspiriert natürlich auch durch Pöschl, an sich selbst eine neue Liebe zur ästhetischen Interpretation: Sie versenkt sich mit Empathie und Kunstsinn in die Feinheiten von Wortwahl, Satzbau und Metrik und versucht, diese Dinge, manchmal fast über das Beweisziel hinausgehend, dem Verständnis der Dichtung als Kunstwerk dienstbar zu machen. Dies zeigt besonders schön auch ihre einfühlsame Antrittsvorlesung über „Die dritte Cynthia-Elegie des Properz“ (1964, gedruckt 1967), die in diesem berühmten, leicht als betulich verkannten Liebesgedicht eine fast tragische, aber ins Zentrum des elegischen Liebesverständnisses führende Dimension entdeckt. Insgesamt jedoch hat Wlosok diese Richtung des Interpretierens nicht eigentlich weiter verfolgt, sondern ihr Hauptinteresse am Religions- und Geistesgeschichtlichen beibehalten.

Ihr ganz aufs Grundsätzliche zielendes Vergilbuch, noch in den 60er Jahren erschienen, musste sie in die damals aktuelle, bis heute nicht ganz abgeklungene Debatte reißen, die man mit dem Schlagwort der „Two voices“ zu bezeichnen pflegt. Nach Meinung vor allem anglo-amerikanischer Philologen gibt es neben der staatsoffiziellen, Krieg und Imperialismus verherrlichenden Stimme Vergils, eine zweite, wahrere, in der er sein Mitleid mit den Opfern des Aeneas bekundet und diesen am Schluss des Werks, wo er seinen wehrlosen Gegner Turnus tötet, geradezu moralisch disqualifiziert: „Il pio Enea non era pio“, mit dieser Schlagzeile, die Wlosok gerne mit leiser Entrüstung zitierte, resümierte publikumswirksam der *Corriere della Sera* einen 1981 zur Bimilliarfeier Vergils in Rom gehaltenen Vortrag des Amerikaners

Michael C. J. Putnam. Wlosok, die in ihrem (letztlich ja noch aus der Vergilbegeisterung der Feier von 1930 herrührenden) Buch diese neuesten Stimmen noch nicht hatte berücksichtigen können, hielt es sogleich für ihre Pflicht, solchen ihr als zutiefst unhistorisch geltenden Interpretationen zu widersprechen: In Rezensionen, Forschungsberichten und besonders einem Aufsatz mit dem sprechenden Titel „Der Held als Ärgernis“ (1982) legte sie überzeugend dar, dass und warum Aeneas im römischen und in Vergils Sinn notwendig und richtig handle. Dabei übersah sie keineswegs, dass uns Neu-Europäern und Christen, falls wir welche sind, vieles an diesem Aeneas peinlich sein muss; sie hielt aber fest, dass wir als Historiker gerade dieses „Ärgernis“ für die Gegenwart nur dann fruchtbar machen können, wenn wir es nicht schon in die Seele Vergils vorverlegen. Besonders treffend zeigte sie dabei, wie die ganze Debatte einerseits vom damals umstrittenen Vietnamkrieg inspiriert war, andererseits aber keinen anderen Vater hatte als just den alten Laktanz, der nämlich seinerseits schon Aeneas als fragwürdiges Muster der *pietas* mit höchst modernen Argumenten angeklagt hatte – ohne freilich an eine „second voice“ Vergils zu glauben („Zwei Beiträge frühchristlicher ‚Vergilrezeption‘“, 1983).

Hier schließt sich also ein Ring; ein anderer, letzter hängt sich organisch an: Der göttliche Vergil, wie kein zweiter geliebt und gedeutet von der Spätantike bis zur frühen Neuzeit, eröffnet nun Antonie Wlosok ein letztes großes Forschungsgebiet, das sie in ihren letzten zwei Jahrzehnten (nachdem, wie man hört, die Bamberger Vergilausstellung 1982/83 eine Initialzündung gab) zunehmend ins Zentrum ihrer philologischen und theologischen Arbeit rückt: die Geschichte des vormodernen Vergilverständnisses. Ein Aufsatz mit dem bedeutungsvollen Titel „Et poeticae figmentum et philosophiae veritatem“ (1983) macht zuerst die allegorische Vergilinterpretation des spätantiken Macrobius für das Verständnis, sogar das moderne, von Aeneis VI fruchtbar (vgl. auch „Gemina doctrina?“, 1987): Hinter der Beschreibung einer fabulösen Unterwelt, die Aeneas sinnigerweise durch das Tor der falschen Träume verlässt, verbirgt sich danach ein tieferer kosmologischer Sinn. Andere Vertreter mittelalterlicher Allegorese sehen dagegen in Aeneas schlechthin die Verkörperung des Menschen in seinem Weg durch die Wirrungen des Lebens. Beide Sichtweisen schlagen sich, wie Wlosok zeigt, in Aeneisillustrationen des 15. Jahrhunderts nieder, wobei sogar einmal eine christlich-theologische Version neben der pagan-poetischen stehen kann („Gemina Pictura“, 1992).

Vor allem die mittelalterliche Bildwelt, in die sie sich auch mit zunehmendem kunsthistorischen Sachverstand einarbeitet, hat es Wlosok angetan. Leider wohl nur die Handschriftenabteilungen einiger großen Bibliotheken dürften ihre minuziös kommentierte Faksimile-Ausgabe einer prächtig illustrierten Handschrift aus Valencia führen (*P. Virgilio Marón, Bucólicas – Geórgicas – Eneida*“, Valencia 2001, vgl. dazu auch die Mikrofiche-Ausgabe, München 1992 und schon „Textkritische Marginalien“, 1995). Leichter zugänglich, bescheidener, dafür auch umfassender ist der Vortrag „Illustrated Vergil Manuscripts“ (1998) und vor allem der herrlich bebilderte Beitrag über „Vergils Unterwelt (Aeneis VI) in der Buchmalerei“ (2002), wo auch der *Eneas*-Roman Heinrichs von Veldeke miteinbezogen wird. Hier wird der Orkus zum christlichen Höllenrachen deformiert, und die Katabasis des Aeneas gleicht sich der Höllenfahrt des Erlösers an (vgl. auch Wlosoks Artikel „Descensus Christi“ in dem von ihr mitherausgegebenen *Augustinus-Lexikon* II, 1996/97). Am Ende, nach Interpretation von vierundvierzig Bilddarstellungen, zeigt Wlosok in einer Handschrift des späten 15. Jahrhunderts einen Helden, der, just bevor ihn die Sibylle in höchste Weisheit einweiht, an gol-

dener Kette schon ein Kreuzlein trägt, um so klar zu machen, „dass der *pius Aeneas* der alten Welt nun den frommen Christen repräsentieren soll“. Wie einst von Laktanz postuliert, haben *sapientia* und *religio* wieder einmal zueinander gefunden.

Tiefe und Weite von Wlosoks Forschungen auf diesem Gebiet, wobei es auch um Ovid bzw. den *Ovide moralisé* ging, können mit dem Gesagten kaum angedeutet werden. Dennoch hatte sie hier wohl noch mehr geplant, als sie ausführen konnte. In „Boccaccio über Dido“ (1988) kündigt sie, anknüpfend auch an ihren Aufsatz über „Vergils Didotragödie“ (1976), eine umfassende „Untersuchung über die Rezeption der Didogestalt in der europäischen Kunst“ an; vier Jahre später (in „Illustration als Kommentar“, 1992) hofft sie sogar auf eine „Auswertung möglichst aller illustrierter Vergilhandschriften“. Dies war ihr so nicht mehr vergönnt, aber vielleicht kann ja ein anderer, auch mit Hilfe des schon gesammelten Bildmaterials (gegen 2000 Dias), diesen Strang ihres Forschens zu Ende führen.

Antonie Wlosok hätte ein solches Lebenswerk nicht schaffen können, wäre sie nicht eine unerbittliche Wissenschaftlerin gewesen, versessen auf jedes Detail, keinem Problem, keiner Diskussion ausweichend, streng mit ihren Schülern und sich selbst. Sie war ja auch eine hingebungsvolle Lehrerin, die sich besonders ausländischer Stipendiaten gerne annahm. Intensiv pflegte sie die Freundschaften mit internationalen Kollegen, nicht nur Romanen und Angloamerikanern, sondern auch denen in der DDR und im lang isolierten Osteuropa. Bei allem dezidiert preußischen Pflichtbewusstsein war sie jedoch auch ein heiterer Christenmensch, liebte guten Wein und feine Speisen, reiste viel, meist, aber nicht immer, zu Kongressen, trug schicke Kleider und verbarg ihre Schönheit auch vor Männern nicht. Kurz, sie war das Gegenteil dessen, was vorfeministische Zeiten einen Blaustrumpf nannten. Heiratsanträge schmetterte sie ab, nicht aus Prinzip, sondern weil der Richtige nie dabei war.

Zu einer Zeit, als Weiblichkeit in der Klassischen Philologie noch keinen Bonus hatte, im Gegenteil, belehrte sie jüngere Kolleginnen, dass in der Wissenschaft niemand auf das Geschlecht, sondern nur auf die Tüchtigkeit sehe – was damals zwar unrichtig, aber pädagogisch förderlich war. Immerhin war ja doch, wie man bemerken darf, die hl. Katharina, die fünfzig Gelehrte in den Boden disputiert hatte, sogar in noch misogyneren Zeiten Schutzpatronin der europäischen Universität geworden. Antonie Wlosok war, trotz mancher, schwerer Krankheitsleiden, ein freundlicheres Ende vergönnt als dieser Märtyrerin. In ihren letzten Jahren wurde sie überwiegend von einer liebenswürdigen Polin, Maria Szpunar, wie zur Erinnerung an ihr altes Westpreußen, betreut. In einem Telefongespräch sagte sie zuletzt noch fröhlich: Sie bereite sich jetzt halt auf den Tod vor. Wenn also die Kirchenväter gemeint hatten, wir seien, da wir ja im Leben nicht glücklich werden könnten, auf das Himmelreich verwiesen, so hätte sie wohl gerne der *Conclusio*, aber eher nicht der Prämisse dieses bedenklichen Enthymems zugestimmt.